Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 12 (1922)

Heft: 11

Artikel: Freunde und Feinde Europas

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636044

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß man vom liebsten, was man hat
Muß scheiden..."

Indessen trifft man ausnahmsweise wohl auch weniger trauervoll gestimmte Gedenkverse. Es werden einige wenige Fälle genannt, in denen die Züge der Friedhof-Muse selbst einen leichten Schimmer unschuldigen Humors nicht vermissen lassen. So steht auf dem Grab eines Kindes in Norfolk (England) folgender Spruch:

„Wenn der Erzengel bläst und ruft zum Herrn,
Dem Ewigen, mit der Wage,
Gäb' mancher sein langes Leben gern
Für meine kurzen Tage."

Diese Inschrift verrät deutlich die Phantasie eines mehr naiv fabulierenden, denn religiös gerichteten Poeten. Auch andere Dichter haben nicht selten dem Tod eines Kindes gedankenvolle oder stimmungszarte Strophen gewidmet und aus ihren Werken ließe sich wohl eine Anzahl schöner Deutungen und Anregungen zur Ergänzung unserer bisherigen Grabschriftliteratur herausschälen. Mehrfach wird von den Poeten das Motiv des über sein Opfer selbst trauernden Todes verwendet. In einem Gedicht Ben Jonson's heißt es:

„Es ist so still um den verlass'nen Stein,
Auf den die Träne deiner Wimper fällt,
Als trau're selbst der Tod der Blüte nach,
Die er vom Licht in's Schattenreich gestellt."

Und zeigt uns nicht auch unser Gottfried Keller einen ob seines Werkes nicht triumphierenden, sondern kummervoll brütenden Tod? Sein Gedicht (Bei einer Kindesleiche) ist ein Bekenntnis zu der Unbesiegbarkeit des Lebens, eine wunderbare Vision, die Werden und Vergehen zugleich umfaßt. Bei Keller trauert der Tod nicht, weil er eine schuldlose Blüte brach, sondern weil ihm die Beute unter den Händen entglitt:

„Zu der du wiederkehrst, grüß mir die Quelle,
Des Lebens Born, doch besser, grüß das Meer,
Das eine Meer des Lebens, dessen Welle
Hoch flutet um die dunkle Klippe her,
Darauf er sitzt, der traurige Geselle,
Der Tod, verlassen, einsam, tränenschwer,
Wenn ihm die Seelen, kaum hier eingefangen,
Laut jubelnd wieder in die See gegangen."

Es wäre verlockend, den Dichtern in ihren nachdenklichen Betrachtungen des Gegenstandes weiter zu folgen, zumal wenn sie ihn so fein durchleuchten, wie Keller es in seiner Art tut. Sie versöhnen uns mit dem Tode, wenn sie auch in unseren Herzen ein letztes Bedauern nicht zu tilgen vermögen, ein stilles Mitleid mit jenen Kleinen, deren Namen kein Kreuz verkündet, deren Leben erloschen ist, wie ein Lichtlein im Winde.

H. Thurow.

Der Kranz.

Der Kränze Fülle überhing den Sarg,
Der eines Reichen tote Hülle barg.
Die Kutschen rollten nach, im Trauerschritt.
Sie führten Freunde und Verwandte mit,
Von denen manche eine Trauer logen,
Wie sie den Lebenden so oft betrogen. —
Der Reiche hatte gut und recht gelebt,
Nach keinen Idealen je gestrebt.
Der Götze Geld war immer sein Altar,
Er bangte sich, wenn dieser in Gefahr.
Er zahlte lächelnd seine hohen Steuern
Und wußte stets den Ausfall zu erneuern.
So lebte er, genießend Tag um Tag,
Bis eines Morgens er im Sterben lag.
Der Schwarm der Freunde und der Gut-Bekannten,
Das war sein Hofstaat kriechender Trabanten.
Die Kreaturen ließen sich verlocken
Und freuten sich ob den erhaschten Brocken,
Die von des Reichen Tisch und Tasche kamen.
Wie prahlten sie doch mit des Gönners Namen.
Doch wenn zusammen saß die falsche Blase,
Dann rümpften frech und spottend sie die Nase,
Beschimpften ihn bei allen andern Leuten,
Bis sie ihm wieder süßen Weihrauch streuten. —
Die Kutschen rollten, und der Zug der Trauer
Kam angefahren längs der Friedhofmauer. —
Die Sonne gleißte und das Grab stand offen.
Die Worte von dem Glauben und dem Hoffen,
Vom rechten Wandel und vom frommen Sterben,
Sie rührten kaum die Freunde und die Erben. —
Der Pfarrer sprach ein kurzes Schlußgebet. —
Die schwarzen Kutschen hatten schon gedreht
Und führten nun das schwatzende Geleite
Zu eines Tagelebens froher Seite. — — —
Drei Männer schaufelten die Grube zu.
Der eine höhnte: „So, nun hat er Ruh',
Der Geldprotz, der das Leben voll genoß.
Ich kenne manchen, den der Kerl verdroß."
Darauf der andre: „Nur gemach, gemach.
Er half doch manchem, dem's an Geld gebrach.
Und recht ist's wohl, daß auch sein letzter Wille
Noch vielen helfe." — „Schweigt doch von ihm stille."
Fiel da der dritte ein. „Bald ist es Zeit
Zum Mittagessen, und mein Weg ist weit.
Ist auch dies Loch nicht fertig zugedeckt,
Was tuts? Die Arbeitsstunden werden brav gestreckt,
Wir wollen einen guten Taglohn haben,
Sonst mögen andere hier weiter graben." — — —
Still lag der Friedhof, still das frische Grab,
Das einem Menschen seine Ruhe gab,
Doch eine Ruhe war's, die bis zuletzt,
Ward von der Menschen Haß und Trug zersetzt. —

Da, auf dem Kiesweg schlürft ein Weib daher,
Den Rücken krumm, die Schritte müd und schwer.
Erloschen schier der Augen matter Glanz.
Zum Grabe trägt sie einen schlichten Kranz
Von Tannenzweigen, den sie selbst geflochten,
So gut die dürren Hände es vermochten.
Es war des Toten alte Wäschefrau.
In seinem Hause ward sie siech und grau.
Gar vieles Gute in den langen Jahren
Ließ sie der Reiche ungewußt erfahren. —

Die Zweige duften auf den braunen Schollen.
Zum Himmelsblau, dem ewig gleichen, vollen,
Hebt sich ein Stammeln aus der Alten Munde
Und weiht des Toten stille Feierstunde.

E. Oser.

Freunde und Feinde Europas.

Eins hat der Krieg Europa gebracht: Einen unvergleichlich gewachsenen Gesichtskreis der politischen Beziehungen. Man spricht von Aegypten und Indien, wie man vorher vom Elsaß oder von Bosnien sprach, man hat das lebendige Gefühl einer ineinander greifenden organischen Lebewelt, die es in jedem Organ spürt, wenn eines von ihnen leidet. Und wenn wir heute von der Verhaftung Gandhis, des indischen Führers, hören, so sind wir unbewußt schon auf die konkreteste Beziehung eingestellt, die wir gegenüber Indien haben müssen, wissen, daß, wenn die Hindus sich des englischen Joches entledigen, in ganz Europa wirtschaftliche Reaktionen dieser Befreiung einträten, sorgen

uns mit England um seine große Kolonie und nehmen unbewußt Anteil an der immer deutlicher sich herausarbeitenden gesamteuropäischen Politik, und verurteilen umgekehrt jede Politik, die diesen gesamteuropäischen Interessen zuwiderhandelt. Der englische Vizekönig Montagu verlangte eine Aenderung der britischen Politik gegenüber den Kemalisten, damit sich die indischen Mohammedaner beruhigen möchten. Er machte das französische Programm zur Lösung des griechisch-türkischen Konfliktes zum seinigen und wollte Griechenland opfern zur bessern Gesundheit der englischen Herrschaft im Indusland. Die Antwort des Premiers war die Entlassung Montagus und die voraussichtliche Ernennung eines konservativen Nachfolgers, ferner die genannte Verhaftung Gandhis. Nirgends erkennt man den französisch-britischen Gegensatz deutlicher als in dieser raschen Erledigung eines der höchstgestellten Beamten: Lloyd George weiß, wer die türkischen Freischaren in Mesopotamien besoldet: Paris, weiß, wer die Unversöhnlichen in Aegypten aufreizt: Paris, weiß, wer hinter den immer heftiger auftretenden indischen Empörungen, vielleicht gar der Revolution in den südafrikanischen Minen neben den Bolschewisten steckt: wiederum Paris. Wagt es nun ein Würdenträger, die Regierung allzulaut zu mahnen, vor den französischen Intriguen zu kapitulieren, so antwortet die Regierung mit einer Gewalttat. Freilich mutet der Schlag wie eine demonstrative Drohung an, wie eine Geste, die eine baldige Verhandlung mit dem Gegner ankündigt, sofern man die britische Politik kennt. Es muß aber Zeit vergehen, bevor die Möglichkeit, zu verhandeln, kommt. Es muß so weit kommen, daß die Aufständischen sich besinnen und ihre extremsten Forderungen aufgeben. Obschon England nach solchen Bedingungen bis heute gar nicht gefragt hat, weiß jeder Eingeweihte, was die Nationalisten wollen: England soll sich zurückziehen, soll auf seine Herrschaft verzichten, soll jeden Gedanken aufgeben, daß Indien sich als eine Art Dominion ins Weltreich einfügen könnte. Solange es so tönt, kann von einer Politik, wie man sie nun gegenüber Aegypten und Irland befolgt, nicht die Rede sein. Die drohende Geste Lloyd Georges gegenüber Lord Montagu sieht im ersten Augenblick ziemlich reaktionär aus, ist aber in Wirklichkeit, es mag paradox klingen, radikaler als Montagus Vorschlag. Denn Montagu wollte bloß Griechenland opfern, um die Indier im Gehorsam zu behalten, wollte den lieben Kindern schmeicheln, um nicht mit ihnen verhandeln zu müssen, während das entschlossene Auftreten des Premiers bedeutet: „Wir dokumentieren die Unauflösbarkeit des britischen Völkerbundes und die Gesetzlichkeit jedes gegenwärtigen rechtlichen Verhältnisses zwischen den einzelnen Ländern; wir dokumentieren, daß allein auf Grund von Verhandlungen und Uebereinkommen die gegenwärtigen staatsrechtlichen Verhältnisse geändert werden dürfen."

Könnte die britische Politik es wagen, die französischen Intriganten wie die bolschewistischen Agitatoren, die im Kreml selber sitzen, so zu packen und je nachdem zu füsilieren oder bloß zur Demission zu zwingen, wie sie es gegenüber einem Vizekönig oder General des eigenen Regimes tun kann, so brauchte London nicht die Konferenz von Genua, nicht das unablässige Verhandeln mit Krassin, nicht das Feilschen in der Reparationskommission um die Verteilung der ersten deutschen Goldmilliarde. Aber da es nicht angeht, gegen die fremden Widersacher so vorzugehen, so versucht man es mit andern Methoden, und die Versuche, mit Moskau und Paris ins Einvernehmen zu kommen, sind Voraussetzung für die gedeihliche Entwicklung seiner kolonialen Probleme.

Aber nicht nur Franzosen und Bolschewisten erweisen sich als Störer der europäischen Idee. Der europäische Kontinent ist in unaufhörlicher Bewegung, und was sich an neuem Leben vorbereitet, wirkt für den täglichen Beobachter unheimlich und verwirrend. In Berlin bekämpfen sich eine Gruppe Radek-Stinnes und eine zweite Gruppe Krassin-Rathenau, um die kommenden gemeinschaftlichen Wiederaufbauarbeiten in Rußland dem oder jenem Kapitalistenkonzern, einem englisch-deutschen, einem rein deutschen oder einem internationalen in die Hände zu spielen. Dies zu gleicher Zeit, wo der „Manchester Guardian" eine Anzahl wirtschaftliche Nummern vorbereitet, um sie während der Genueserkonferenz zu vertreiben; in diese Sondernummern sollen Bürgerliche und Bolschewiki nebeneinander schreiben, Painlevé neben Keynes und Lenin, Wirth und Rathenau. In Moskau aber spricht der unpäßliche Lenin vor dem Metallarbeiterkongreß und erklärt, es sei eine aussichtslose Politik der westlichen Mächte, Rußland immer neue Forderungen vorzulegen, demselben Rußland, dessen sie alle bedürften, mit dem Handel zu treiben sie alle sehnlich wünschten, dessetwegen sie die Konferenz von Genua einberufen hätten. Rede zum Zwecke der Demonstration! Im selben Moskau unterhandelt der französische kommunistische Führer Cachin von der dritten Internationale im Auftrage Poincarés mit Lenin, um die aufgenommenen Fäden zwischen den beiden Regierungen weiterzuspinnen und offenbar ein Geheimabkommen vorzubereiten. In Berlin wiederum hintertreibt Radek zu wiederholten Malen eine regierungsfeindliche Politik der Unabhängigen, welche das Zünglein an der Wage deutscher Politik darstellen und rettet das Kabinett Wirth, zum Heil Englands, der Mittelpolitik und der aufgenommenen wirtschaftlichen Beziehungen. Daneben bereitet Wrangel in Rumänien und Südslavien spätere, kaum jemals zustande kommende Putsche vor, und die deutschen Nationalisten demonstrieren in Berlin immer noch mit alten Uniformen und schwarz-weiß-roten Fahnen. Dieses Spiel von Intriguen und Gegenintriguen, das sich zu regen begonnen hat wie junge Saat im Märzen, sieht das weltbeherrschende England vor sich und sucht zu lenken, auszunützen und zu bremsen, soviel es kann. Es wollte eine „rein wirtschaftliche Konferenz" nach Genua einberufen, um der Politik von der wirtschaftlichen Seite beizukommen, wollte, daß Amerika sich daran beteiligte und ihm helfe, seine Ziele zu erreichen. Da Europa nicht erfaßt, daß England als gewordener Kolonialherrscher der Sachwalter der europäischen Lebensgrundlagen ist, sollte eine übereuropäische Konferenz die Streitpunkte zwischen den europäischen Brüdern schlichten.

Nun hat Amerika abgesagt, mit der Begründung, die Genueserkonferenz habe politischen Charakter, und mit dem Hinweis, es müsse zuerst eine gemeinsame Aktion der europäischen Mächten zur Wiederherstellung der russischen Produktionsgrundlagen unternommen werden, ehe man von einer Wiederherstellung der Handelsbeziehungen sprechen könne. Die von Lenin angebotenen Konzessionen würden ein Abschneiden der Einkommensquellen Rußlands bedeuten, seien also abzulehnen.

Gleichzeitig verlangt Amerika die erste deutsche Goldmilliarde für sich, nämlich als Entschädigung für seine Besatzungskosten im Rheinland. Damit hat es sich in letzter Stunde zwischen die beinahe schlüssigen Mitglieder der Reparationskommission geworfen und den erstaunten Europäern bewiesen, wer über ihnen stehe.

Vielleicht wirken die zwei Gesten mehr auf Europa als eine Teilnahme unter den geäußerten Motiven der Absage. Lenin kommt nun nach Genua, man wird mit ihm verhandeln. Die Deutschen sehen sich plötzlich einem Gegner gegenüber, der hinter sich einen noch mächtigern Gegner hat. Die Phalanx von Boulogne, gegen Deutschland und Rußland gerichtet, gerät scheinbar unmotiviert ins Wanken: Wenn ein Wind weht oder ein Hund bellt, so vergessen die Kumpane ihre eben beschworne Treue und suchen ihr Heil in besonderer Richtung. Die Forderung Amerikas hat nichts mit dem Verhalten der beiden Mächte gegenüber den armen Völkern zu tun, und dennoch werden sie an dieser Tatsache beweisen, wie sie jeder beliebige Umstand gegeneinander hetzen kann, so daß die Entente in ihrer ganzen Hohlheit erkannt wird.

-kh-